

ANTOINE DE RIVAROL

VOM MENSCHEN

*Gedanken und Maximen,
Portraits und Bonmots*

Herausgegeben und
aus dem Französischen
von
Ulrich Kunzmann

Mit einem Nachwort
von Johannes Willms



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

I. Vom geistigen und sittlichen Menschen	5
II. Von den Tieren	34
III. Von Gott	65
IV. Von den Leidenschaften	72
V. Von der Religion	100
VI. Von den Frauen	150
VII. Von den Männern	164
VIII. Von der Gesellschaft	169
IX. Von der Sprache, der Kunst, der Literatur und den Schriftstellern	228
X. Von der Geschichte und den Politikern	303
XI. Von der Revolution	356
XII. Von Deutschland und den Deutschen	454
XIII. Lob der Faulheit?	460
Johannes Willms: Der vergessene Skeptiker	465
Anmerkungen	479
Bibliografie/Quellen	497

I. Vom geistigen und sittlichen Menschen

Wenn ein Philosoph im gegenwärtigen Zustand der Welt ausriefe: »Wann und wie hat der Mensch begonnen, diese Häuser, diese Paläste und diese Schiffe zu bauen?«, würde man ihm sehr zutreffend antworten, dass der Mensch nicht mit Häusern, Palästen und Schiffen begonnen hat. Wir werden mit so geschickten Organen geboren, und der erste Gebrauch, den wir von ihnen machen, ist so plump, dass man nicht überrascht sein darf, wenn die Erinnerung daran von ewiger Dunkelheit verhüllt ist. Der Wilde, der ein paar Zweige zusammenbog, um sich einen Unterschlupf zu bauen, war kein Architekt, und wer sich als Erster auf einem Baumstamm treiben ließ, hat nicht die Schifffahrt erfunden. Bei den Künsten und Wissenschaften gibt es kein Goldenes Zeitalter, und die Wiege der Menschheit genoss kein Vorrecht.

Das lässt sich auf die Sprache anwenden, diese einfallsreiche und treue Zeitgenossin des Denkens. Man fragt ständig, wie der Mensch eine Sprache schaffen konnte, und man stellt diese Frage bei zwanzig zivilisierten Völkern, die denken und sich äußern, schreiben und sich ihre Ideen mitteilen: Man missbraucht den bequemen Zustand, zu dem wir gelangt sind, um uns noch mehr zu verwirren, und die Vollkommenheit der Sprache, um ihr Problem zu vertiefen.

Jenem ähnlich, der bei einem Konzert den Takt schlägt und der so viele unterschiedliche Bewegungen und Töne einer einzigen

Bewegung unterordnet, ist der Mensch zugleich unbeweglicher und wandelbarer Zuschauer der Welt, wandelbarer und unbeweglicher Besitzer seiner eigenen Existenz; unbeweglich durch sein *Ich*, wandelbar durch seine Ideen und seine Erlebnisse.

Im Übrigen ist die Idee, dass Bewegungen in der Natur nicht verloren gehen, eine ganz falsche Auffassung; unsterblich sind vielmehr ihre Gesetze; die Bewegungen gehen zugrunde, doch ihre Spuren bleiben in unserem Geist erhalten und bilden darin die Masse der *vergangenen Zeit*. Und als brauchte der menschliche Geist ein Gegengewicht, stellt er sich sogleich eine weitere Masse von Bewegungen vor, eine Perspektive, zu der er sich hingezogen fühlt, der seine Einbildungskraft entgegendrängt, wie sein Gedächtnis sich der Vergangenheit zuwendet: Diese neue Masse, diese Perspektive ist *die Zukunft*. Zwischen diesen beiden Bewegungssummen wohnt wandelbar und unbeweglich der Mensch und reist bis zum Tode weiter, ähnlich dem Weber, der seine Leinwand webt, sich zwischen der geleisteten Arbeit und der zu leistenden Arbeit befindet und in jedem Augenblick nur über den Faden verfügt, der sich ihm entzieht; die Vergangenheit ist für ihn ein unveränderliches Bild, die Zukunft eine Befürchtung oder eine Hoffnung, die Gegenwart ein Aufleuchten.

Man denke nicht, dass die Zahlen das Universum eingeschränkt haben. Sie haben ihm im Gegenteil die Ausdehnung und dazu die Klarheit gebracht. Die keiner Berechnung unterliegende *Unermesslichkeit* veranschaulichte nur unsere Schwäche, und der Horizont des Geistes war jener der Welt. Die Zahlen haben das Universum an seinen Platz gestellt, und das ist bewundernswert: So erstaunlich man seine Entfernungen findet, sie sind heute nur noch Proportionen: Denn ebenso wie mein Gefühl nicht weiter von meinen Füßen als von meinen Augen entfernt, ist die Natur nicht weiter von der Sonne als von unserem Planeten oder vom Sirius entfernt: Streng genommen gibt es daher für sie keine Entfernungen im großen Ganzen, ebenso wenig wie

im menschlichen Körper: Im Grunde sind nur Proportionen vorhanden. Das Gleiche kann man über die Gewichte sagen: Mein Kopf oder meine Arme wiegen meinem Gefühl nach nichts, und Sonne und Planeten sind für die Natur keine Last. So ist unsere früher verworrene und kleinliche Bewunderung des Universums mithilfe der Zahlen zu einer umfassenden und wohlbegründeten Bewunderung geworden: Nicht mehr aufgrund eines dunklen Dranges, sondern über abgezählte Stufen steigt der Mensch zu Gott empor.

Man wird bald sehen, wie die Sprachen die Macht und die Bereiche des Gedächtnisses vermehrt haben; und man wird spüren, wie vordringlich es ist, sie in Kindheit und Jugend zu kultivieren, denn der Mensch verbringt, allgemein gesagt, seine erste Lebenszeit damit, sich etwas zu merken, ohne es zu verstehen, und die letzte damit, es zu verstehen, ohne es sich zu merken.

Es ist ja auch allgemein bekannt, dass das Alter mehr vom Gedächtnis als von der Einbildungskraft verlangt: Daher kommt es, dass das Talent, wenn es sich kräftig entwickelt, die Menschen rühren will und dass es, wenn es verfällt, sie nur noch darstellen möchte. Deshalb muss man dieses Mittel in seiner Jugend für den Herbst des Lebens vorbereiten.

Ohne das Gedächtnis wäre das von der Einbildungskraft erregte Gefühl in jedem Augenblick nur mit dem Universum zusammengestoßen: Doch das Gedächtnis verwandelt die Empfindungen und die Ideen, die zunächst nur ein kurzes Aufleuchten sind, in ein sanftes und ständiges Licht.

Das Genie ist Gefühl auf der höchsten Stufe, die man sich vorstellen kann, und darum kann man es als *schöpferische Fähigkeit* definieren, weil es entweder neue Ideen oder neue Ausdrücke findet. Das Genie, das neue Ideen findet, ist der Gipfel des Geistes; das Genie, das neue Ausdrücke findet, ist der Gipfel des Talents. Daher ist das Genie, ob es nun den Geist oder das Talent befruchtet, indem es dem einen Ideen und dem anderen

Ausdrücke liefert, stets schöpferisch in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Wort verbindet: Das Genie ist also, was erzeugt und hervorbringt: Es ist, kurz gesagt, die Erfindungsgabe.

Aus dieser Definition ergibt sich als Erstes, dass der Unterschied zwischen Genie und Geist im Grunde nur der zwischen mehr und weniger ist; und dieser Unterschied genügt, damit das Genie sehr selten ist: Außerdem zeigt sich, dass man Genie auf dem Gebiet der Ideen haben kann und dass einem schöpferische Ausdrücke fehlen; und man kann das Talent des Ausdrucks besitzen und keine großen und neuen Ideen haben.

Man hat dem Wort *Geist* so viele Bedeutungen gegeben, dass ich, wie ich glaube, diesen Punkt ins Wörterbuch der Sprache übernehmen und mich an den allgemein anerkannten Wert dieses Wortes halten muss. Der Geist ist also im Allgemeinen die Fähigkeit, die schnell sieht, aufglänzt und das Richtige trifft. Ich sage *schnell*, denn die Lebhaftigkeit ist sein Wesen: ein Lichtstrahl und ein Blitz sind seine Sinnbilder. Bedenkt, dass ich von der Schnelligkeit der Idee und nicht davon spreche, wie viel Zeit notwendig sein konnte, nach dieser Idee zu suchen. Wenn ein Schriftsteller daher die Schwierigkeiten der Kunst und die Trägheit seiner Einbildungskraft erfolgreich überwand und sein Buch mit mehr oder weniger originellen Einfällen ausschmückte, so hat er ein Geisteswerk geschaffen, auch wenn ihn dieses Werk die Hälfte seines Lebens gekostet hätte. Selbst das Genie verdankt seine schönsten Einfälle bald einer tiefen Meditation und bald plötzlichen Inspirationen. Doch der Geist improvisiert in der Welt immer; er verlangt keine Frist und kein Zusammenreffen, um etwas Glückliches zu sagen. Er schlägt schneller zu als der bloße gesunde Menschenverstand; mit einem Wort, er ist *ein schnelles und glänzendes Gefühl*. Jedes Mal, wenn aus dieser allgemeinen Definition der Geist geschlossen wird, nimmt er ebenso viele unterschiedliche Epitheta an, wie er Erscheinungsformen hat.

Es gibt nicht etwa viele geistvolle Leute ohne ein wenig Talent und auch nicht viele große Talente ohne ein gewisses Maß an Geist; dabei spreche ich nur von dem in jedem Menschen vorherrschenden Teil. Doch gibt es im Allgemeinen mehr Geist als Talent in dieser Welt: In der Gesellschaft wimmelt es von geistvollen Leuten, denen es an Talent fehlt.

Allerdings muss man sagen, dass der Neid zuweilen den glanzvollen Stil eines großen Mannes verzeiht, der aber kein begabter Redner ist: Wenn er in der Gesellschaft auftritt und sich dabei befangen und plump zeigt, wirkt er nämlich wie ein Zauberer, der seinen Zauberstab eingebüßt hat, und man freut sich über sein Unglück: Man genießt es, wie die Eule eine Sonnenfinsternis genießt. Doch ein Mensch, der ständig sein Talent beweist, kränkt unaufhörlich die Eigenliebe der anderen: Man würde ihn immer noch lieber lesen, selbst wenn sein Stil seiner Gesprächskunst unterlegen wäre. Was wird also geschehen, wenn er das doppelte Ruder in Kabinett und Freundeskreis führt?

Diese kleinen Ungerechtigkeiten sind umso bemerkenswerter, als der wahre Geist allen Arten von Verdienst Gerechtigkeit widerfahren lässt; wie könnte er verfolgen, was er liebt, und die Quelle seiner Genüsse trüben? Geistvolle Leute brauchen keine Dummköpfe wie Gauner ihre Opfer.

Sagen wir es zum Ruhm des Genies und der Tugend: jede Nation besitzt zwei Arten von Vertretern: die ihrer Macht und die ihres Verdienstes. Die Ersten vertreten sie nur eine Zeit lang, die Zweiten ständig. Von ihr erhalten die Ersten ihren Glanz; sie selbst bezieht ihren Glanz von den Zweiten. Die einen beschützen oder tyrannisieren sie mit ihren Kräften; die anderen überziehen sie mit ihren Strahlen und überhäufen sie mit den Früchten ihres Genies. Schließlich finden die Ersten in den benachbarten Völkern nur Feinde für sie; die Zweiten verschaffen ihr die Achtung der Welt, und einzige Feinde sind ihr die der Menschheit und des Glücks aller.

Ein vernünftiger Kranker nutzt denn die Gleichgültigkeit des Auges, des Ohrs und der Hand, um den Aufruhr des Geruchsinns und des Geschmacks zu bezwingen, und schluckt so seine Medizin hinunter. Er verlässt sich auf den Gehorsam dreier Sinne gegen den Widerstand von zwei anderen, er vereint das schlussfolgernde mit dem wollenden Gefühl, und das ist die Fülle der Vernunft. Um Kinder zu erziehen, tritt man daher gegen die Neigungen ihres Alters und die meisten ihrer Bedürfnisse auf und stellt ihrem augenblicklichen Interesse das Interesse ihres ganzen Lebens entgegen. Nicht jene sind zum Beispiel die wahren Vertreter einer Nation, die deren augenblicklichen Willen erfüllen, sondern jene, die deren ewigen Willen interpretieren und ihm folgen – diesem Willen, der sich von ihrem Ruhm und ihrem Glück niemals unterscheidet.

Darum triumphiert die Vernunft gänzlich und verdient, Gerechtigkeit und sogar *Heldentum* genannt zu werden, wenn der Mensch sein Interesse dem allgemeinen Interesse und den Aufruhr all seiner Sinne, ja sogar das Empfindungsvermögen seines ganzen Körpers einer gerechten Idee und dem Fortbestand einer nützlichen Wahrheit opfert; wenn er sich schließlich nicht den Qualen, ja nicht einmal dem Tod unterwirft: Diese Opfer der Vernunft sind in unruhigen Zeiten nicht selten. Die Märtyrer einer entstehenden Religion sterben für die Glaubenslehren, die sie verkündigen: Die Opfer einer bereits fest begründeten Religion sind die Märtyrer der Vernunft.

Wie man gezwungen ist anzuerkennen, was sich ständig und augenscheinlich zeigt, obwohl man es weder verstehen noch erklären kann, muss man verstehen, auf eine Sache, obwohl sie von unseren Sinnen vermittelt wurde, zu verzichten, wenn sie dem Geist widerstrebt, weil er von vielen anderen Sachen gewarnt wurde.

Für die Menschheit ist glücklicherweise der Irrtum nicht wie die Wahrheit unsterblich. Hat sich der Irrtum als Erster im Geist

festgesetzt, macht er der Wahrheit oft den Zutritt streitig; doch diese versperrt ihm unerbittlich die Tür, wenn sie als Erste eingetreten ist. Ein Kartesianer kann den Wirbeln¹ bis zum Tod treu bleiben, doch ein wahrer Physiker kann ganz unmöglich Kartesianer werden.

Wenn man die kleinen Geister den überlegenen Geistern annähern will, kann man sagen, dass die einen wie die anderen bei allem nur den Erfolg suchen; sie verfolgen also dasselbe Ziel, doch sie unterscheiden sich in den Mitteln. Die beschränkten Geister, die sich nicht im Ziel täuschen, täuschen sich oft in den Mitteln; die genauen und tiefgründigen Geister täuschen sich weder im Ziel noch in den Mitteln; die Wahnsinnigen aber täuschen sich selbst im Ziel, denn sie wollen König, Papst oder Gott werden. Darum liegt in der Identität der Beweis für gesunden Verstand bei den Menschen; das Maß der Geister ist die Unterschiedlichkeit der Mittel; und das Zeichen des Wahnsinns ist die Absurdität des Ziels.

Die beste Geschichte des menschlichen Verstandes muss sich im Lauf der Zeit aus der gründlichen Kenntnis der Sprache ergeben. Die gesprochene Sprache ist tatsächlich die Experimentalphysik des Geistes; jedes Wort ist eine Tatsache, jeder Satz eine Analyse oder eine Erörterung, jedes Buch eine mehr oder weniger ausführliche Offenbarung des Gefühls und des Gedankens.

Doch es trifft zu: Wenn alles im Denken dargestellt wird, so wird das Denken in der Sprache dargestellt, und es ist nicht erlaubt, die Farben der Gegenstände selbst oder ihrer Darstellungen zu verwischen! Verändert man den Sinn der Wörter einer ausgebildeten Sprache, ist es gleichermaßen, als verschlechterte man den Wert des Geldes in einem Reich; man stiftet Verwirrung, Ungewissheit und Misstrauen mit den Instrumenten der Ordnung, der Klarheit und des öffentlichen Vertrauens: Wenn man die

Möbel im Zimmer eines Blinden verstellt, verdammt man ihn dazu, sich ein neues Gedächtnis aufzubauen.

Kinder und junge Leute begreifen im Allgemeinen die Wirklichkeit der Körper am besten; erwachsene Männer und Greise begreifen die des Geistes am besten. Beide Neigungen sind gleichermaßen natürlich. Die Ersten haben einen noch schwachen Geist in einem kräftigen Körper, die Zweiten einen stärkeren Geist in einem verfallenden Körper. Empfindungen beherrschen die einen und Ideen die anderen.

Widmet man sich eingehend der Suche nach den Grundsätzen, muss man tatsächlich zwei Übertreibungen befürchten: den *Idealismus* und den *Materialismus*. Man darf sich nicht bemühen, mit den Sinnen erkennen zu wollen, was man nur durch vernünftige Überlegung erklären kann; und kein geringerer Irrtum ist, wenn man definieren will, was man nur fühlen kann. Der reine Geist verlangt keine Empfindungen, und die Sinne verlangen keine Vernunftgründe: doch das Gefühl vereint die Gewissheit, die der Geist verlangt, mit den Empfindungen, die die Sinne verlangen; es bewahrt uns also vor der doppelten Klippe des Idealismus wie des Materialismus.

Welch schöner und treuer Spiegel der Welt ist doch das Gefühl des Menschen! Er empfängt die Bilder, setzt sich durch sie in Bewegung und bewahrt sie. Die Gegenstände drängen sich um ihn und häufen sich in seinem Gedächtnis; sie sind voneinander getrennt, und er unterscheidet sie; sie liegen räumlich auseinander und sind ausgedehnt, er begreift die Ausdehnung und den Raum; sie sind beweglich und erscheinen nacheinander, er begreift die Bewegung, die Zeit und die Zahlen. Er wird gleichermaßen von den Unterschieden und den Ähnlichkeiten beeindruckt, er fühlt die Homogenität, die Gattung und die Art. Dasselbe Wesen durchlebt wie eine Raupe zwei unterschiedliche Zustände; er fühlt die Identität des Individuums, und das Wunder der Metamorphose erstaunt ihn nicht. Schließlich studiert und erkennt

er sich selbst; und wenn in seinen Werken die Weisheit des Schöpfers erstrahlt, so spiegelt sie sich im Menschen. Beseitigt das Menschengeschlecht, und das Weltall hat keinen Zeugen mehr.

Die Landwirtschaft und alle bedeutenden Leibesübungen sind vorteilhafter für die Gesundheit als das Schreiben und andere derartige Künste und Berufe. Das erklärt sich nicht nur durch den Vorteil, den das tätige Leben gegenüber der sitzenden Lebensweise hat, sondern auch durch den Unterschied von Bewegung und Haltungen. Wer schreibt, lässt seine Muskeln und Nerven einem einzigen Punkt zustreben; alle seine Bewegungen sind auf seine Federspitze ausgerichtet und durchlaufen diesen Weg; seine Arbeit reicht von der Peripherie zum Mittelpunkt. Aber der Bauer oder der Holzfäller macht sich zur Mitte eines Kreises, dessen Radien ihre Arme sind; sie verrichten ihre Arbeit beinahe immer an der Peripherie: Der Erste engt sich ein, und die Zweiten entfalten sich.

In dieser Mitte wohnt der Mensch und schickt den Strahl seines Denkens umher, dessen Umkreis er ständig vergrößert, ohne dass er jemals die Mitte verlassen kann, in der ihn Gott eingesetzt hat. Die Welt ist für ihn ganz Harmonie, und er lebt in Harmonie mit der Welt; alles beruht um ihn herum auf Proportionen, und er empfindet und beurteilt nur Proportionen. Tatsächlich gibt es nichts Absolutes für den Menschen: Unsere Ideen sind nach unserem Maßstab eingeteilt, und diesen wenden wir auf alles an. Wir brauchen immer etwas Großes oder Kleines, Leichtes oder Schweres, Warmes oder Kaltes. So hat sich der Mensch zum gemeinsamen Maß, Modell und Muster alles ihn Umgebenden gemacht. Er sieht das unendlich Große in den Massen, die er nicht erfassen kann, und das unendlich Kleine in dem Atom, das sich ihm entzieht. Langsamkeit scheint ihm majestätisch, Schnelligkeit erhaben: Eine Sache muss hoch sein, damit er sie krönt und das Knie beugt, um sie anzubeten;

ein Gegenstand muss ihm vor die Füße fallen, um seinen Zorn zu entwaffnen oder sein Mitleid zu erregen. Das Hohe und das Niedrige hängen von seiner Stellung auf der Erde ab, wie das Große und das Kleine von seinen Maßen, das Kalte und das Warme, das Trockene und das Feuchte von seiner Temperatur, das Harte und das Weiche von seiner Dichte, das Raue und das Glatte von seinem Gesichtssinn und seiner Haut. Wenn er Augen rund um den Kopf hätte, würde es für ihn kein Vorn und Hinten geben. Eine Änderung der Proportionen bewirkt Schmerz oder Lust, Gesundheit oder Krankheit.

In einem seiner Zornesausbrüche gegen die Menschheit gefiel es Pascal, uns unser Elend eingehend zu schildern; doch durch einen seines Genies unwürdigen Irrtum hat er den Menschen, um ihn noch wirksamer zu vernichten, in der Mitte überrascht, in die ihn die Natur gesetzt hat. Da er uns eher demütigen als aufklären wollte, hat er nicht gesehen, dass er die Grundlagen unserer Vernunft untergrub, als er die Proportionen angriff, und dass seine Vorwürfe gegen den Menschen Einwände gegen Gott waren.

Nicht nur die Vernunft, sondern auch die Moral beruht auf Proportionen oder natürlichen Verhältnissen. Wenn wir Tiere wären, würde dies die *Animalität* sein; wenn wir Geister wären, würde dies die *Spiritualität* sein; aber wir sind Menschen, und die *Menschlichkeit* ist für uns die Tugend schlechthin. Sie unterteilt sich in Gerechtigkeit und Wohltätigkeit. Die Gerechtigkeit verlangt, dass wir anderen nicht antun, wovon wir nicht wollen, dass man es uns antut, und die Wohltätigkeit veranlasst uns, das für die anderen zu tun, was wir für uns selbst tun würden.

Unser Empfindungsvermögen für alles, was wie wir atmet und leidet, ist dem Gesetz der Proportionen unterworfen. Wir scheinen weniger grausam, wenn wir ein Insekt zerquetschen, als wenn wir einen Vogel umbringen, wenn wir ein weißblütiges Tier und kein rotblütiges Tier töten, und wir verschlingen eine lebende Auster, ohne uns zu entsetzen. Die mehr oder weniger engen Beziehungen mancher Tiere zum Menschen

entscheiden auch über seine Gleichgültigkeit, sein Mitleid und seine Grausamkeit. Wenn ihr das Huhn eines Bauern tötet, kann ihn ein Taler zufriedenstellen; aber wenn ihr seinen Hund umbringt, ist ein Taler bei Weitem keine Entschädigung, sondern kann ihm wie eine zusätzliche Beleidigung vorkommen.

Auch Ruhm und Schande, Erfolg und Macht hängen von den Proportionen ab: Sie trennen den Mörder vom Helden und den Dieb vom Eroberer. Wenn ihr nur ein paar Leute täuscht, tretet ihr nicht aus der Reihe der Betrüger heraus; wer aber ein ganzes Volk täuscht, steigt zum Gesetzgeber und Herrscher auf; und wer Beifall erntet, ohne ihn zu verdienen, ist der Herr der Menschen. Ebenso verhält es sich mit dem Gold und seinen verderblichen Wirkungen: *Die Menge ist ein Entschuldigungsgrund*, sagt La Fontaine.² Man beurteilt Missgeschicke ähnlich wie Laster, über die man umso weniger errötet, je mehr es Leute gibt, mit denen man sie teilt. Durch die Revolutionen, die in den Reichen ausgebrochen sind, ist bewiesen, dass die Unglücklichen ihren ganzen Trost aus ihrer Zahl gewinnen. Schließlich gibt es Tugenden, die der Armut verboten sind, und man rechnet dem die Enthaltbarkeit nicht als Verdienst an, den die Natur dazu zwingt.

Selbst die Liebe kennt das Gesetz der Proportionen: Ein Mädchen, das noch ein Kind ist, spricht unsere Sinne nicht an.

Seht, wie ein Riese und ein Zwerg zusammen loslaufen: Sie werden sich vom ersten Schritt an und für immer ungleich durch die Räume, allerdings immer in gleichen Zeiten bewegen.

Die Jugend ist schüchterner im Salon als auf der Straße, in den Kleinstädten als in den großen Hauptstädten. Denn in den Großstädten kennt man einander nicht, und man wird von den Blicken der Öffentlichkeit weniger bedrängt.

Da das Leben ein Ganzes ist, das heißt, Beginn, Mitte und Ende hat, kommt es nicht darauf an, ob es von langer oder kurzer Dauer ist, doch es kommt darauf an, ob es Proportionen besitzt. Man hat also nicht das Recht, sich über die Kürze des Lebens zu beklagen, wohl aber über einen vorzeitigen Tod,

denn ein solcher Tod bedeutet nicht Ende, sondern Unterbrechung des Lebens. Darum sagt Seneca sehr treffend, dass das Begräbnis eines Mannes immer verfrüht sei, wenn seine Mutter daran teilnehme.³

Die Gestalt der Kugel, die wir bewohnen, hat sich durch die Wirkung ihrer Proportionen unseren Blicken lange entzogen. Der Mensch befand sich auf der Erde wie eine Milbe auf einer Statue, ohne deren Form zu ahnen; und wie dieser Planet dem Menschen Berge und Abgründe bietet, während ihm der Mond wegen seiner Entfernung ebenso rund wie glatt vorkommt, kann es ebenso ein solches Tierchen geben, das auf dem glattesten Marmor Vertiefungen und Erhebungen sieht.

Durch ihre riesigen Proportionen und Räume übersteht auch die Erde, was wir von ihr verbrauchen. Wenn wir an einem Tag einen Baum verbrennen, der sie ein Jahrhundert kostet, so stellt sie unseren kleinen Brandstellen ihre unermesslichen Wälder entgegen, ebenso wie ihre weiten und fruchtbaren Ebenen unseren engen und gefräßigen Mägen. So hungern erst die Ausdehnung mit Gefräßigkeit vereinenden Heere ein ganzes Land aus.

Schließlich helfen uns die Proportionen über die schwierigen Fragen der Nomenklaturen hinweg. So etwa sind die Gattungen und Klassen der Naturgeschichte unser Werk: Unsere Aufgabe also ist es, um unsere Methoden zu begründen und unser Gedächtnis zu entlasten, klar unterschiedene Wesenszüge zu finden. Die Natur verbürgt sich nur für die Arten und Individuen; und da ihre elementaren Substanzen unveränderlich sind, müssen wir nicht befürchten, dass die bekannten Arten verschwinden oder dass wir unbekannte erscheinen sehen. Wir nennen *Individuen* jene Lebewesen, die nicht geteilt werden können, ohne dass sie aufhören, dasselbe Wesen zu sein. So etwa ist ein Vogelflügel kein Vogel mehr; eine Zweig ist kein Baum mehr, aber das Bruchstück eines Steins ist immer noch ein Stein. Was die Sammelnamen betrifft, die man den einzelnen Natur- und Kunstgegenständen gibt, so kommt es unseren Proportionen und nicht der mathematischen Strenge zu, diese

Frage zu entscheiden. Der Unterschied zwischen einem Berg und einem Hügel oder zwischen einem Heer und einem Truppenteil hängt nicht von einem Sandkorn oder einem Soldaten mehr oder weniger ab; und ein Haus oder ein Glas Wasser unterscheiden nicht eine Stadt von einem Dorf oder einen Fluss von einem Bach: Man beurteilt Massen nur aufgrund von Proportionen.

Ich kann den Leser gar nicht eindringlich genug auffordern, über die Wirkung der Proportionen nachzudenken, und zwar nicht nur über jene, die Formen und einzelne Teile eines Tiers, einer Statue oder eines Bildes darstellen, sondern auch über jene allgemeinen Proportionen von Massen und Mengen, die sich aus dem Vergleich aller Wesen ergeben; wenn nämlich das Studium ersterer den Geschmack bildet, so erweitert die Kenntnis letzterer den Geist und lässt ihn die Fähigkeit von Lineal und Zirkel erwerben, ich meine die Fähigkeit, sich auszudehnen, ohne sich zu verirren.

Da die ersten Gegenstände für uns die der Zuneigung und des Bedürfnisses sind, trifft es zu, wenn man sagt, dass wir dem Mond, der zwar mehr als achtzigtausend Meilen von uns entfernt ist, der uns aber erleuchtet und unsere Gezeiten bestimmt, näher als einer kaum sichtbaren Mücke sind, die uns vielleicht um die Ohren summt; und dass der Kaffee, der aus so weiter Ferne zu uns kommt, uns weitaus mehr interessiert als eine unnütze Pflanze, die wir mit Füßen treten, selbst wenn sie einen dem Griechischen entlehnten Namen hat. Dieses Maß des Interesses kennt keine Ausnahmen: Die Biene und die Seidenraupe sind für uns die wichtigsten Insekten; und das Experiment mit den Ballons hat der brennbaren Luft ein solches Ansehen verliehen, wie es andere Luftarten trotz der gelehrten Nomenklaturen der Chemiker vielleicht nie erreichen.

Außerdem muss man eine gewisse Rücksicht auf die Kürze des Lebens nehmen: Es dehnt sich nicht ähnlich unseren Bibliotheken aus. In den vergangenen Jahrhunderten konnte ein Mann

wie Plinius, Aristoteles oder Bacon gewissermaßen der Enzyklopädist seiner Zeit sein, doch je weiter sich der Baum der menschlichen Kenntnisse erhebt und verzweigt, desto mehr stellt sich die Arbeitsteilung auf natürliche Weise her, jeder beschäftigt sich mit einer besonderen Kunst, manchmal sogar nur mit einem einzigen Zweig dieser Kunst; und für den Menschen gibt es keine andere Universalität mehr als die der Sprache.

Also muss man dieses universelle Instrument des Denkens unaufhörlich vervollkommen: Sein Repertoire dient nicht den Wissenschaften als Verwahrungsort, sondern ist deren Schlüssel und Verbindung; und darum verlangen alle Wissenschaftler nach einer universellen Sprache: Sie vermittelt weder Wissenschaft noch Talent, doch sie führt zu Reinheit und Klarheit, zur Angemessenheit und Höflichkeit der Ausdrücke, sie ermöglicht zweckmäßig breitgefächerte Kenntnisse, die den Menschen in allen Lebensstellungen ausmachen: Sie ist eine erfolgreiche Beschränkung der Einbildungskraft, ein Schatz des Gedächtnisses, eine Stütze des Talents, Regel des Stils, Interpretin und treues und gemeinsames Maß zwischen den Menschen!

Man merkt deutlich, dass die Kunst der Definitionen nichts anderes ist als die Kunst, die Gegenstände in allgemeine Abteilungen einzuordnen, indem man das ihnen Gemeinsame unterscheidet von dem sie Trennenden, und darum entlastet diese Methode zunächst den Geist, welchen die Beschreibungen der Details erdrücken würden. Deshalb bemüht sich die Öffentlichkeit, alles zu definieren, und verlangt eine Beschreibung von nur sehr wenigen Gegenständen. Man möchte eher wissen, zu welcher Art ein bestimmtes Tier gehört, als dass man die Aufzählung seiner Gliedmaßen und eine kurze Darstellung seiner Anatomie anhört: Man ordnet die Menschen sehr gut allen gesellschaftlichen Rangstufen zu; doch es gibt wenige Individuen, an deren Form und Gestalt man im Einzelnen interessiert ist. Der menschliche Geist folgt hierin der Natur, die sich uns durch die Menge der Individuen und die komplizierten Einzelheiten

ihrer Teile entzieht, sich jedoch zugänglich und einfach zeigt bei den Massen und Arten, den unsterblichen Gegenständen ihrer Vorsehung.

Ähnlichkeiten und Unterschiede sind daher die großen Hilfsmittel in der Kunst des Definierens. So etwa gleichen sich ein Neger und ein Weißer durch Form und Wesen, doch sie unterscheiden sich durch die Farbe: Wegen dieses Unterschieds macht man zwei Klassen aus ihnen; es sind die *Weiß*en und die *Schwarz*en; doch aufgrund ihrer Ähnlichkeit sieht man in ihnen nur eine Art oder Gattung; und dies ist tatsächlich *das Menschengeschlecht* oder *die Menschheit*.

Es scheint nun, als müsste sich die Freundschaft zwischen den großen Männern zu voller Blüte entfalten und sich in ihrem ganzen Glanz zeigen, denn allein deren Herz und Seele gehen so weit über das übliche Maß hinaus, wie es von einem solchen Gefühl verlangt wird; doch man weiß ja, durch welches Verhängnis im Allgemeinen die großen Talente eher Rivalen als Freunde sind; sie wachsen und glänzen voneinander getrennt, weil sie sich nicht in den Schatten stellen wollen: Schafe drängen sich zusammen, und Löwen sondern sich ab. Was denn!, werdet ihr sagen, Männer wie Voltaire und Rousseau, diese glühenden Seelen, die uns so entzückende Schilderungen der Freundschaft hinterlassen haben, hätten deren Zauber nicht erkannt! Sie hätten ohne Freunde gelebt! ... Leider ist es sicher, dass sie einander nicht mehr geliebt als solche Männer wie Bossuet und Fénelon und dass sie unter den Menschen nur begeisterte Bewunderer oder Verleumder gefunden haben. Die Stürme der Liebe, die Illusionen des Ruhms und die Mühen des Geistes haben ihr Leben vereinnahmt. Ihnen fehlte durchaus nicht das Gefühl für Freundschaft; sie besaßen eine bewundernswerte Vorstellung von ihr, aber sie übertrugen sie auf niemanden im Einzelnen. Hierin gleichen sie den fahrenden Rittern, die sich eine imaginäre Geliebte gaben und sie sich so vollkommen vorstellten, dass sie auf der Suche nach dieser blieben,

ohne sie jemals zu finden: Von der Freundschaft besaßen sie nur eine Theorie.

Die größte Illusion des Menschen ist es zu glauben, dass die Zeit vorübergeht. Die Zeit ist das Ufer; wir gehen vorüber, doch es scheint, sie ziehe vorbei.

Um es metaphorisch zu sagen: Die Zeit ist weder Greis noch Fluss. All diese Sinnbilder entsprechen nur der großen Bewegung, durch die im Weltall alles ewig zerstört und wieder erzeugt wird. Die Zeit wäre vielmehr die Urne, die das Flusswasser hindurchlässt, die selbst aber unbeweglich bleibt: Sie ist das Ufer des Geistes; alles zieht an ihr vorbei, doch wir glauben, dass sie vorübergeht.

Eines wahren Philosophen ist es nicht würdig, wie Buffon zu sagen: *Die Natur existiert zugleich mit der Zeit; die Zeit kostet die Natur nichts, sie geht als Bestandteil in die Zusammensetzung der Körper ein.* Zugleich mit der Welt besteht die Bewegung und geht ein in die Zusammensetzung aller Körper – sowohl der belebten als auch der leblosen. Buffon hat aus einer einfachen Abstraktion des Geistes ein materielles Element der Natur gemacht.

Nur einen Moment lang muss man annehmen, die Natur sei unbeweglich, dann wird nichts entstehen, aber auch nichts zugrunde gehen.

Der Mensch hatte die Zeit ersonnen; er schuf die ZAHLEN.

Die Natur zählt nur im Kopf des Menschen.

In seinem Haus bewohnt der Mensch nicht die Treppe, doch er bedient sich ihrer, um hochzusteigen und überall hineinzukommen; ebenso bleibt der menschliche Geist nicht bei den Zahlen

stehen, doch mit ihrer Hilfe gelangt er zur Wissenschaft und zu allen Künsten.

Die EINBILDUNGSKRAFT ist ein Gedächtnis, das nicht unseren Weisungen unterliegt; ihr Erscheinen, ihre glänzenden Ausschmückungen und ihr Verschwinden sind von uns gleichermaßen unabhängig. Da sie von den Gegenständen stark beeindruckt wird, hat sie nur Dauer ohne Maß, Räume als flüchtige Augenblicke und als ganze Zahlen nur die Menge oder die Eins. Während das Gedächtnis durch die Vorstellungen der Zeit, der Zahlen und aller möglichen Proportionen entsteht und sich stärkt, stellt die Einbildungskraft als älteste Tochter der Empfindungen die Gegenstände in ein und dieselbe Reihe; sie malt und koloriert wie die Chinesen: Ihre Terrassen und Berge befinden sich in der Luft; doch das Gedächtnis versteht die Perspektive. Die Einbildungskraft zeichnet, wenn Gegenstände fehlen oder während eines irreführenden Traums, Bilder im Auge eines Menschen, der unfähig ist, einen Kreis zu ziehen, und sie lässt ihn an der veränderlichen Vorderseite einer Wolke oder an verworrenen und ungleichen Flächen regelmäßige Figuren entdecken, denen seine Hand anmutig und mühelos folgen könnte. In ihren umherirrenden Bildern verbindet sie oft die Bewohner der Luft, der Erde und der Meere miteinander, und da sie Farben, Formen und Proportionen verändert, bringt sie nur Hirngepinste und Ungeheuer hervor. Als natürliche Bundesgenossin der Leidenschaften stellt sie die Ungeduld der Liebenden als Langsamkeit hin und überstürzt deren Genuss. Abwechselnd sanft und grausam, lässt sie entweder, von Schmerzen oder Entbehrungen gereizt, die Freude ans Unglück und den Reichtum an die Not denken, oder da sie noch von den Schrecken des Vorabends erfüllt ist, zeigt sie den Abgöttern des Volkes und den Günstlingen der Könige das Exil oder den Tod. Ihr mächtiger Zauberstab stellt die von ihr erschaffene der von ihr bewohnten Welt entgegen. Wie oft hat sie Festessen für den Hungrigen ausgerichtet und mit Träumen der Wollust den sittenstrengen

Einsiedler überrascht! Ihre phantasievolle Hand spielt auf der gesamten Klaviatur der Sinne, erregt und vermischt ordnungslos Leidenschaften und Vorstellungen, und da sie Zeiten und Entfernungen, Wünsche und Ohnmacht miteinander vermengt, erhitzt sie unter den Eisschichten des Alters plötzlich einen Greis und erfreut ihn mit einem Glanzlicht seiner Jugend. Schließlich bewirkt sie, dass sich Illusionen und Realitäten das Leben teilen.

Die Einbildungskraft ist eine Freundin der Zukunft.

Das Gedächtnis gibt sich mit zerfetzten Tapeten zufrieden; aber die Einbildungskraft umgibt sich mit Gobelins als Wandbehängen.

Das Gedächtnis gehorcht stets dem Herzen.

Als Herrin der Elemente und Massen arbeitet die NATUR von innen nach außen: Sie entwickelt sich in ihren Werken, und Formen nennen wir die Grenzen, an denen sie stehen bleibt. Der Mensch arbeitet nur äußerlich; das Innerste entgeht ihm unaufhörlich; er sieht und berührt nur Formen.

Die Kinder rufen oder singen alles, was sie erbitten; sie streicheln oder zerbrechen alles, was sie berühren; und sie beweinen alles, was sie verlieren.

Da Hobbes gesagt hat, der Böse sei ein großes Kind, muss sich notwendig daraus ergeben, dass die Kinder kleine Philosophen sind.

Der schlafende oder betrunkene Mensch ist der eingeschränkte Mensch.

Man darf nicht wie Helvétius und Condillac glauben, dass die AUFMERKSAMKEIT vollständig von uns abhängt, und vor allem

nicht, dass sie bei zwei gleichermaßen aufmerksamen Menschen dieselben Wirkungen hervorbringt. Wie viele Leute gibt es, bei denen Nachdenken und tiefste Aufmerksamkeit zu nichts führen! Ganz zu schweigen von denen, die nur Fehler daraus ableiten.

Ein Werkzeug ist ein Vernunftschluss, der in unseren Werkstätten eine auffällige und unseren Augen sichtbare Form angenommen hat.

Die VERNUNFT ist Historikerin, die LEIDENSCHAFTEN aber sind Schauspielerinnen.

Stets wird es zwei den Spekulationen der Philosophen unterworfenen Welten geben: die Welt ihrer Einbildungskraft, in der alles wahrscheinlich und nichts wahr ist, und die Welt der Natur, in der alles wahr ist, ohne dass etwas wahrscheinlich scheint.

Man kann sagen, dass sowohl Locke als auch Condillac – wobei der eine mehr damit beschäftigt war, Irrtümer zu bekämpfen, während der andere Wahrheiten begründen wollte – nicht über das Geheimnis des Ausdrucks verfügten, dass ihnen diese beglückende Macht über die Wörter fehlte, die die Aufmerksamkeit der Menschen so tief durchdringt, indem sie ihre Einbildungskraft erschüttert.

Die Natur hat dem MENSCHEN zwei mächtige Organe geschenkt, sie dienen der Verdauung und der Fortpflanzung. Durch das eine hat sie das Leben des Individuums, durch das andere die Unsterblichkeit der Gattung gesichert. Und so wichtig ist in uns die Rolle, die der Magen spielt, dass Füße und Hände für ihn nur fleißige Sklaven sind und selbst dieser Kopf, auf den wir so stolz sind, nur ein besser aufgeklärter Satellit ist: Er ist das Leuchtfeuer des Gebäudes.

Die Vernunft besteht aus Wahrheiten, die man sagen, und aus Wahrheiten, die man verschweigen muss.

Der Geist sieht schnell, richtig und weit.

Wenn wir aus unempfindlichen Elementen, aus bewegungs- und leblosen Atomen bestünden und dennoch fähig wären, zu empfinden und uns zu bewegen, müsste man daraus tatsächlich schließen, dass es in uns ein Wesen gibt, das sich wie eine Uhrfeder bewegt und das empfindet. Doch es trifft im Gegenteil sehr wohl zu, dass wir aus Atomen voller Leben und Empfindungsvermögen gebildet sind, die lieben, hassen, leiden und sich freuen.

Die Natur bewegt Elemente, und wir bewegen nur Massen. Wenn wir die Elemente sehen könnten, würden wir nicht die Massen sehen. Hieraus ergibt sich, dass wir, wenn wir diese sehen, nicht die anderen sehen dürfen.

Was bewirkt, dass es einem Wilden nicht in unseren Städten gefällt, ist, dass er die öffentliche Meinung nicht im Geringsten achtet. Wenn er sie nämlich achtete, würde er bald alle unsere Ketten ertragen, da er schon die erste und schwerste auf sich genommen hätte. Man hat Matrosen gesehen, die zu Wilden geworden waren und niemals in die Gesellschaft zurückkehren wollten, und man hat keinen einzigen Wilden gesehen, der nicht die erste Gelegenheit genutzt hätte, um zu den Seinen zurückzukehren, so viele Annehmlichkeiten man ihm auch bei uns geboten hatte.

Unser Leben besteht aus geregelten Bewegungen. Jede stärkere oder weniger regelmäßige Bewegung bringt entweder Schmerz oder Lust; jede schwächere Bewegung führt zum Schlaf. Die Natur hat keine Langeweile vorgesehen.

Man nennt das Leben eine Wohltat, und dieser so oft benutzte Ausdruck ist falsch. Ich war nicht da, ihr habt mich gemacht, und das ist alles. Das ist eine Handlung und keine Wohltat, mit welchen Gaben auch das Werk bereichert wird. Der Uhrmacher kann nicht sagen, dass er der Wohltäter des Goldes, des Stahls und des Kupfers sei, aus denen er eine Uhr hergestellt hat.

Der Mensch ist das einzige Tier, das Feuer machen kann, und das hat ihm die Weltherrschaft eingebracht.

Verstehen heißt, etwas zu erfassen und zurückzuhalten. Unser Geist kann nicht alles verstehen, so wie unsere Hände und Arme nicht alles zurückhalten und umfassen und unsere Augen nicht alles einschätzen können. Wenn man nicht hört, was man sagt, und nicht versteht, was man tut, so spricht die Sprache und handeln die Glieder, ohne dass wir es wissen.

In uns gibt es einen Geist, der Leben und Denken unter materiellen Bedingungen erhalten hat.

Da das Kind, das geboren wird, nur Fähigkeiten hat, ist es zuerst lediglich ein Gefäß: Wenn es zum ersten Mal empfindet, ist es nicht nur von der gegenwärtigen Empfindung erfüllt, sondern es empfindet im nächsten Augenblick auch, dass es empfunden hat und nicht mehr empfindet. Damit beginnt das Gedächtnis. Und wenn man es im dritten Augenblick eine neue Empfindung spüren lässt, empfindet es, dass diese nicht die andere ist; oder wenn es dieselbe ist, empfindet es die Identität: So übt es *Gefühl*, *Gedächtnis* und *Urteil*. Das *Ich* geht im Lauf der Zeit aus der Zahl der Empfindungen hervor, die es hat, denn da es sich so oft berührt und empfindet, unterscheidet es sich schließlich von allem, was es nicht ist.

Die Einbildungskraft ist nur das Gefühl eines früheren Gefühls, das in uns wieder auflebt, selbst wenn der Gegenstand fehlt. Das

Urteil ist nur das Gefühl einer Identität oder eines Unterschieds zweier anderer Gefühle; hieraus entstehen Geist und Geschmack. Die Mischung aus Gedächtnis und Urteil bestimmt die Einbildungskraft. Der Wahnsinn hat zwei Erscheinungsformen, die eine ist unveränderlich, die andere vielgestaltig. Die Trunkenheit betäubt in gleichem Maße die drei großen Fähigkeiten Gefühl, Gedächtnis und Urteil. Den einfachen oder zusammengesetzten Gefühlen gab man den Namen *Ideen*, der *Bilder* bedeutet, und ihre Wirkung heißt *Empfindung*.

Obwohl die Unwissenheit eine Negation und folglich ein Übel in der gesellschaftlichen Ordnung ist, ist sie keines im wilden Zustand; die Natur gab darum dem Waldmenschen keine Möglichkeit, Vorstellungen zu erwerben, die ihn peinigen würden, wie sie oft einen Menschen peinigen, der aus unseren Städten in eine Wüste verbannt ist: Denn diese Vorstellungen würden Erinnerungen sein, weil es keine angeborenen Ideen gibt. Rousseau hat für etwas geschrieben, was er den Naturzustand nannte, und sich gegen die ewige Natur der Dinge ausgesprochen. Die Wissenschaft ist sehr oft nur deshalb ein Übel, weil sie unvollständig und eine halbe Unwissenheit ist. Dennoch muss man sich die Wissenschaft aneignen, um das Übel der Unwissenheit zu meiden. Was Künste und Gewerbe betrifft, ist es eine Torheit zu sagen, unsere Hände wären nicht geschaffen, um alles auszuführen, was unser Geist erfunden hätte, was die einfallsreiche und gebieterische Notwendigkeit verlangte.

Da die menschliche Stimme eine Vielfalt von Modulationen besitzt, fiel es dem Menschen nicht schwer, sobald er sich im gesellschaftlichen Zustand befand – und als Erstes versetzte ihn die Familie in den gesellschaftlichen Zustand –, die Vielfalt dieser Modulationen für die Vielfalt der Empfindungen anzuwenden; er brachte also zunächst einige Laute hervor, und das gesprochene Wort entstand aus der Mischung der Vokale und Konsonanten. Die Ereignisse haben diese plötzliche Entstehung

der Sprache bewiesen, denn man hat keine Wilden im Familienzustand ohne ein Idiom entdeckt, und man fand nicht selten bis zu hundert unterschiedliche Idiome in einem kleinen Land, wie aus den Berichten der ernsthaftesten Reisenden einmütig hervorgeht. Doch als sich der Mensch der Sprache bediente, analysierte er sie nicht; es vergingen viele Jahrhunderte, bevor man die Mischung aus Vokalen und Konsonanten, den Mechanismus der Lautbildung wahrnahm. Deshalb hatte der erste Mensch, der daran dachte, das gesprochene Wort mit Zeichen festzuhalten, einen sinnreichen Einfall, geeignet, die Kindheit des menschlichen Geistes zu verewigen, jedoch ganz unvollständig, denn er dachte nur daran, die Gegenstände so abzubilden, wie sie waren, und das führte ihn zu Bildern; doch es fehlten Verbindungen zwischen den Gegenständen, daher wurden die unsichtbaren oder unfühlbaren Handlungen, mit denen der Mensch auf die Gegenstände einwirkt, sowie deren Rückwirkung auf den Menschen nicht wiedergegeben: Man musste also Zeichen ersinnen, um figurlose Dinge darzustellen; dies führte zu den Hieroglyphen; und da man von dem falschen Grundsatz ausgegangen war, man müsse die Gegenstände abbilden, nahm man das Unglück auf sich, ein Wörterbuch zu besitzen, das ebenso ausgedehnt wie die Natur selbst war, und man sah sich gezwungen, das Gedächtnis mit der doppelten Last einer Staunen erregenden Menge von Wörtern oder Ausdrücken und ebenso vielen Zeichen zu erdrücken, was ein ganzes Leben in Anspruch nahm. Schließlich musste man bei jedem unbekanntem Gegenstand und jeder neuen Regung des Geistes eine neue Figur erfinden.

Wir selbst, die Tiere und Pflanzen – wir sind Werkstätten, in denen die Natur für ein uns unbekanntes großes Ziel arbeitet. Und wie wir unseren Werkstätten und unserem Werkzeug bestimmte Formen geben, die jene in die Lage versetzen, unseren Zwecken zu dienen (was bewirkt, dass jene einen Teil unseres Verstandes anwenden, dessen Gepräge sie tragen), ebenso

erhielten wir von der Natur bestimmte Formen und einen Teil ihres Verstandes, die uns in die Lage versetzen, zu ihrem Ziel beizutragen, die uns hierfür benötigen und uns unser Glück in der Ausübung unserer Aufgaben finden lassen.

Der Geist verlangt keine Empfindungen, und die Sinne verlangen keine Vernunftgründe. Jenem genügt die Gewissheit und diesen das Gefühl.

Eine große Frage von Physik und Metaphysik ist es, ob die Menschen dieselben Gegenstände mit dem gleichen Blick und die Farben im gleichen Farbton sehen. Wenn ein Maler ein Portrait geschaffen hat, kommt es den einen sehr ähnlich und den anderen sehr unähnlich vor. Diese Erfahrung beweist, dass es Menschen gibt, die nicht auf die gleiche Weise sehen, und dass es andere gibt, die auf die gleiche Weise sehen: Denn jene, denen das Portrait ähnlich vorkommt, sehen die dargestellte Person mit demselben Blick, mit dem der Maler sie gesehen hat.

Wenn wir empfindungslos wären, würde es für uns kein körperliches Übel, aber auch keine Lust geben. Der Schmerz ist der Wachposten jedes empfindungsfähigen Wesens.

Gewissheit ist die unmittelbare und schnelle Wirkung einer Intuition des Geistes, die ein inneres Objekt in all seinen Beziehungen umfasst, sie gleicht dem Gefühl des Sehens, bei dem das Auge ein äußeres Objekt umfasst.

Es war unbedingt notwendig, dass die Natur entweder dem Individuum oder der Art Dauer verlieh. Sie folgte dem ersten Plan bei den Gestirnen und Sonnen und dem zweiten bei den Tieren und Pflanzen. Zwangsläufig ergab sich in diesem Fall, dass die individuellen Formen vergänglich wurden, damit die Art unsterblich blieb.

*Diese von Ulrich Kunzmann herausgegebene Auswahl
basiert auf den in der Bibliografie
angegebenen Werken.*

*Der Verlag bedankt sich für die großzügige Unterstützung
der vorliegenden Übersetzung durch den
Wilhelm-Weisedel-Fonds der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft.
www.wbg-wissenverbindet.de*

Erste Auflage Berlin 2012

Copyright © 2012

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Str. 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-88221-740-7

www.matthes-seitz-berlin.de